

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 42.

Freitag, 19. Februar.

1915.

(Schluß.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von B. Carlsen.

Das Blatt flatterte zu Boden. Stephan sah mit einem Ausdruck auf, als erwache er aus einem schweren Traum. Seine Rippen zuckten, er griff mit den Händen an die Stirn, dann stieß er einen Schrei aus, der in dem großen Zimmer widerhallte. Er sprang auf und stürzte hinaus, die Treppen hinauf in Magdas Zimmer.

Die Jungfer kam ihm erschrocken entgegen.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er mit einer Stimme, der er sich vergebens bemühte, Festigkeit zu geben.

„Die gnädige Frau ist im Schlafzimmer, ich habe aber strengen Befehl, sie nicht zu stören.“

Er schob das erstaunte Mädchen ohne weiteres beiseite und durchheulte den Salon. An der Tür des Schlafzimmers blieb er stehen, sein Herz klopfte zum Berspringen. Er drückte die Klinke leise nieder und trat ein. Vor dem Bette auf den Knien lag Magda. Sie hatte die Kopf auf die verchränkten Arme gelegt, aber sie weinte nicht. Regungslos lag sie da wie gestorben. Und hörte nicht, daß Stephan dicht hinter ihr war.

„Magda!“

Sie fuhr zusammen und fing an zu zittern, als sie ihn erkannte. Kein Wort kam über ihre Lippen. Was wollte er noch von ihr? Hatte sie noch nicht genug gelitten!

Da zog er sie an den Armen zu sich empor, rauh fast, sie wand sich unter seinem Griff.

„Magda, einzig Geliebte! Kannst du meinen Wahnsinn vergessen!“

Sie wurde erst rot, dann blaß und sah ihn verstört an. Sie verstand ihn nicht.

Er hielt sie an beiden Handgelenken fest und sagte mit bebender Stimme: „Ich bitte dich um Verzeihung für meinen sinnlosen Verdacht, ich weiß jetzt, daß kein Schatten eines Makels auf dich fällt, daß ich ein Nasenbender war, und habe nur eine Entschuldigung für mich . . . ich liebe dich so grenzenlos, daß mir eine Welt zerbrach, als ich dich untreu glaubte!“

Er lag vor ihr auf den Knien und wartete mit verzehrender Sehnsucht auf einen Blick — ein Wort . . . aber sie war wie gelähmt, in dem unnatürlich weißen Gesicht lobten nur die Augen.

„Höre mich an, Magda. In der Stunde, in der ich dir sagte, daß ich dich aus meinem Leben wische, habe ich dich heißer, verlangender, hoffnungsloser geliebt als vorher. Wir gingen wie zwei törichte Menschenkinder immer im Kreise hintereinander her. Daß mich gutmachen, was ich an dir verschuldet, laß uns ein neues Leben beginnen. Sieh, ich zwinge dich nicht, ich befehle dich nicht, aber meine Arme sind offen, ich warte mit allen Fibern meiner Seele darauf, daß du mir ein Zeichen gibst . . .“

Aber Magda starrte noch immer vor sich hin. Der Anschauung nach all der stumm getragenen Qual war zu ihm, sie begriff ihn nicht.

Da ließ Stephan ihre Hände los und wandte sich mit einem bitteren Lachen zum Gehen.

Jetzt erst kam Leben in die starre Gestalt.

„Stephan“, schrie sie auf. All die qualvolle Angst, ihn wieder zu verlieren, die sie überfiel, lag in dem zitternden Ton.

Mit einem Satz war er neben ihr und riß sie in seine Arme. Und es war, als wenn über die zwei kühlen Menschen, die sich ein Jahr lang mit ihrer Selbstbeherrschung gemartert hatten, ein Taumel gekommen sei, der ihnen die Besinnung raubte. Sie hielten sich und ließen sich nicht los. Laute stießen sie aus, die keine Bedeutung hatten, es war, wie wenn ein Strom jäh sein Bett verließ und alles mit seiner entfesselten Flut überschwemmte.

Dann wurden sie ruhiger. Stephan setzte sich auf einen Sessel und nahm Magda auf seine Knie. Er mußte sie fühlen, sie halten, um zu glauben, daß sie ihm jetzt gehöre. So verharrten sie stumm eine ganze Zeit, sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, und ihre Wange an die seine geschmiegt. Ihr Atem ging ruhig wie bei einem Kinde, sie fühlte sich so sicher, so geborgen in seinen Armen. Ab und zu zog sie Stephens Hand an ihre Rippen, es war, als habe sie ein Bedürfnis, ihm ihre Demut zu zeigen, weil sie ihn am Anfang ihrer Ehe durch ihren sinnlosen Stolz verlegt.

Eine Stunde verrann, und sie hielten sich noch immer umschlungen. Dann fragte Magda leise: „Wie ist dies alles gekommen?“

Und in kurzen Worten, um ihr Glück um so wenig Minuten als möglich zu bestehlen, erzählte Stephan die Geschichte von Ingeborgs Brief.

Magda hörte schweigend zu, dann sagte sie: „Arme Ingeborg!“

Aber ihre Gedanken waren schon wieder fort von diesen häßlichen Bildern. Sie schmiegte sich eng an Stephan und flüsterte: „Weißt du, seit wann ich dich liebe?“

Er hing an ihren Lippen.

„Seit jenem Abend in Monte Carlo . . .“

„Dieb!ing!“

„Sieh her, Stephan!“ Sie zog ein dünnes Ketten aus dem Halsausschnitt ihres Kleides und legte ihm das Medaillon in die Hand, das ihr damals seine Mutter zur Hochzeit geschenkt, und das die Aufschrift trug: „Mein Diebstes!“

Er sah sie fragend an. Sie öffnete es und zeigte ihm darin sein eigenes Bild.

Er küßte sie, daß ihr der Atem verging.

„Und so lange habe ich mich in einsamer Sehnsucht verzehrt, und die ganze Zeit wartete das Glück, und ich Tor habe es nicht gewußt . . .“

Und wieder umfing sie seliges Schweigen.

Dann sagte Magda: „Komm zur Mutter . . .“

„Ja, mein Dieb!ing, sie hat das größte Unrecht darauf, unser Glück zuerst zu kennen . . .“

Wie sie das Zimmer verließen, fragte Magda scheu: „Und das alles ist wahr? Ist kein Traum?“

Er lachte leise und hob sie in seinen Armen empor, und nachdem er ihr eine Antwort gegeben, bei der sie im Innersten erbehte, trug er sie die Treppe hinunter in die Zimmer, welche die Mutter mit Fred bewohnte.

Frau Terbrügge sah allein in ihrem kleinen Salon, als die beiden eintraten. Ein einziger Blick, und ihre feinen Züge erstrahlten in einem sonnigen Lächeln.

„Endlich, ihr törichten Kinder.“

Und sie vereinte sie beide an ihrer Brust. Und dann saßen sie eine Weile beisammen und formten allerhand Pläne, aber Frau Terbrügge fragte mit keinem Worte, was die glückliche Lösung so plötzlich herbeigeführt. Ihr genügte zu sehen, daß Stephan, der sonst so Ernste und Wortfarge, strahlte wie ein glückliches Kind, und daß Magda ihre Blicke nicht von seinem Gesicht ließ und seine Hand festhielt, als fürchte sie, daß er ihr wieder entrisßen würde.

„Wollt ihr nicht auch zu Fred hineingehen?“ sagte Frau Terbrügge. „Signe ist bei ihm, aber sie gehört ja zu uns.“

Auch hier genügte ihr Anblick, und die Situation bedurfte keiner weiteren Erklärung. Fred wurde dunkelrot vor Freude, als er die beiden eng umschlungen eintreten sah. Sie umarmten ihn zärtlich. Signe war zurückgetreten, dann aber gab sie Stephan mit einem feinen Lächeln die Hand, zu Magda aber sagte sie leise: „Es gibt keine größere Sünde als die wider die Natur! Hast du das jetzt erkannt?“

Und dann gingen sie wieder hinauf in Magdas Gemächer. So wollte es Stephan, er hatte die gemeinschaftlichen Gesellschaftsräume oft genug gesehen, nur aus diesem Paradies war er bisher verbannt gewesen. Als sich die Tür hinter ihnen schloß, breitete er stumm die Arme aus und Magda schmiegte sich hinein, und die Weihe dieser Stunde trug sie über Zeit und Raum hinweg, in das unsichtbare Königreich der Glücklichen.

Am nächsten Morgen trat Stephan in das Zimmer der Mutter und sagte:

„Ich muß dir pflichtschuldigst die Mitteilung machen, Mutter, daß ich einen unvernünftigen Streich zu begehen gedenke. Ich brenne mit Magda durch, wir machen unsere zweite, echte Hochzeitsreise ins Blaue hinein. Verständige du Hartwig und das Personal. Mich bringt heute keine Macht der Welt ins Bureau.“

Frau Terbrügge lachte herzlich.

„Du hast ganz recht, mein geliebter Junge, du hast die süße Torheit so lange entbehrt, genieße sie nun in vollen Zügen. Sag' Magda, ich liebe sie grüßen, Abschied zu nehmen, braucht sie nicht von uns. Bleibt fort, solange ihr könnt!“

Als Stephan dann in Magdas Zimmer trat, leuchteten ihre Augen auf, als seien sie tagelang getrennt gewesen. Er kniete vor ihr nieder und küßte ihre beiden Hände.

„Es ist alles bereit. Der Prinz entführt Dornröschen. Sage mir noch einmal, daß du mich liebst.“

„Über menschliche Begriffe!“

Aber er hörte die Antwort nicht mehr, sie ging unter in seinen Küßen.

Unten im Krankenzimmer saß Signe und hielt Freds Hand. Er schwieg, und auf seiner schönen blassen Stirn lag ein Schatten, und seine Augen waren feucht. Und Signe mit der Feinsichtigkeit ihres eigenen Leidens verstand ihn.

Langsam saßen sie so, dann sagte Fred: „Du weißt, wie ich den beiden ihr Glück gönne! Ich weine nur um meine gebrochene Kraft, um meine zertrümmerte Jugend, mehr denn je, weil ich dich liebe!“

Aber Signe lächelte nur und sprach die Worte Parastras, während sie seine Hand hielt und seine Augen mit ihrem Blick kannte:

„Mancher kann seine eigenen Ketten nicht lösen, und doch ist er dem Freunde ein Erlöser!“

— Ende. —

22 = Lesefrucht. = 22

Zum Licht empor mit klarem Blick,
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück.
Ein frohes Hoffen, kühnes Streben —
Und schnelles Handeln auch daneben —
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel.
Wer Großes will, erreicht auch viel.

Paul Lindenberg.

Ein Seitenstück zur Fahrt der „Anesha.“

(Deutsche Seeleute in einer Rußschale über das Mittelmeer.)
sh. Danzig, 13. Februar 1915.

Eine tollkühne, 18tägige Fahrt in Sturm und Regen über das Mitteländische Meer, und zwar mit einem Boot von 4,8 Meter Länge, haben fünf deutsche Seeleute gewagt, um nicht Kriegsgefangen zu werden und sich zu den deutschen Fahnen stellen zu können. Die Erzählungen der mutigen Leute tragen durchaus den Stempel der Wahrheit und werden andererseits auch durch die Visas deutscher Konsuln bestätigt. Es waren die Matrosen Czapp aus Gdingen bei Danzig, Bröhan aus Esterbrügge, Wiegand aus Magdeburg, Fremis aus Freiburg i. Br. und Biatel aus Büllschau, die in Punta Magada von einem deutschen Schiff abgemustert hatten und sich von dort über Bissabon nach dem spanischen Hafen Valencia begaben, in der Absicht, von hier aus Italien und damit einen ungeführten Weg nach Deutschland zu erreichen. In Valencia kauften sie gemeinsam für 650 Pesetas ein Segelboot von 4,8 Meter Länge, und am 17. Dezember, nachts 2 Uhr, stachen die fünf auf ihrer Rußschale frohemut in See mit dem Ziel Italien. Der Matrose Czapp berichtet über die Fahrt in den „Danziger Neuesten Nachrichten“ folgende Einzelheiten: Wir segelten südlich der Insel Ibiza da eine andere Fahrt wegen der etwaigen Begegnung mit französischen Kriegsschiffen gefährdet war. Wir ahnten nicht, welche Entbehrungen und Gefahren und wie viel Leiden wegen der Kälte und Nässe die sechszehntägige Segelfahrt über das Mittelmeer uns bringen sollte. Gleich in der Nacht vom 18. zum 19. Dezember erhob sich ein großer Sturm, und da wir uns in Ermangelung von Karten nur nach dem Feuer von Ibiza richten konnten, kamen wir bald in falschen Kurs. Am anderen Tage war der Stimmel wieder klar und wir meinten, uns zwischen Ibiza und Mallorca zu befinden. Wir saßen aber zwischen dem Festlande und Ibiza. In der folgenden Nacht setzte wieder Sturm ein und wir legten uns hinter der Insel vor Anker. Das heißt, Anker konnten wir keine werfen, da wir keinen hatten. So ließen wir denn als Notbehelf und Ersatz einen schweren Stein in die Tiefe. Die Folge war, daß wir uns am Morgen hart an den Felsen der Steilküste befanden. Noch einige Meter weiter, und wir wären zerschellt. Dabei war das Boot led und voll Wasser gelaufen, und ein Kamerad und ich schöpften mit einem Eimer und einer Fischdose das Wasser aus. In Palma auf Mallorca kamen wir am 20. Dezember bei voller Windstille an und legten uns im Hafen an den deutschen Dampfer „Fangturm“, Kapitän Frisius. Wir wurden herzlich begrüßt, gut aufgenommen und an Bord geholt. Ebenso kam das Boot an Ved, wo es in Ordnung gebracht wurde. Den heiligen Weihnachtsabend feierten wir mit allen in Palma anwesenden Deutschen und am ersten Weihnachtsfeiertag, mittags 11.40 Uhr, fuhren wir wieder mit unserer Rußschale los. Am zweiten Feiertag erhob sich auf See ein gewaltiger Sturm und wir mußten in eine Bucht auf Mallorca flüchten. Dann ging es die Küste entlang bis zur Orde, und von da zu der kleineren Insel Minorca hinüber, wo wir den Hafen Mahon antiesen, weil wieder Sturm einsetzte. Wir waren vollständig bis auf die Haut durchnäßt und es gab keine Möglichkeit, die am Leibe klebenden Kleider zu trocknen. In Mahon machten wir Holz, wie richtige Seefahrer, am Kai fest, zwei Mann von uns holten Brot aus der Stadt, denn das alte Brot war völlig mit Salzwasser durchdrängt. Die kühnen Seefahrer verließen heimlich Mahon, wo sie fürchten mußten, durch Vermittlung des französischen Konsuls aufgegriffen zu werden, und kamen nach mehrtägiger Fahrt, durch Sturm getrieben, an eine Rüste, die sie erst später als die Sardinien erkannten. Man hatte sie von Carlosorte aus auf der See treiben sehen und ihnen einen Dampfer zu Hilfe geschickt, da man annahm, daß es sich um italienische Schiffer handelte. Das Erschauen war groß, als sich die vermeintlichen Italiener als deutsche Seeleute entpuppten. Mit einem italienischen Dampfer gelangten sie dann unter weiteren Schwierigkeiten durch Civita Vecchia auf dem italienischen Festlande, von dort zu Vahn über Rom nach Deutschland, wo sie sich in München stellten.

Aus der Kriegszeit.

Die kleinste deutsche Schule. Wenn die Kunde von einem deutschen Siege Deutschlands Gänge durchhallt, dann haben die Schulkinder in erster Linie den Erfolg auszukosten. Eine Feier leitet die erste Unterrichtsstunde ein, dann dürfen die lieben Schulkinder sich nach Hause begeben und ihre Zeit mit Spielen verbringen, mit Spielen von Siegen und Schlachten, wie das heute selbstverständlich ist. In den Städten und auf dem Lande wälzt sich gewissermaßen ein Strom von Schülern die Wege entlang, nur eine Stadt in Deutschland macht davon eine Ausnahme. Vor längerer Zeit wurde in der Ortschaft Darstow unweit Rägatin im brandenburgischen Kreise Ostprienitz eine Schule geschlossen, da von den zwei Schülern der eine konfirmiert wurde und sich die Weiterführung des Betriebes bei einem Schüler nicht lohnte. Nun ist der Ort Krenzburg bei Prenzlau derjenige, der die kleinste deutsche Schule besitzt, es werden dort nicht mehr als drei Schüler unterrichtet. Die Provinz Brandenburg ist an kleinen Schulen sehr reich, so finden wir in Schwarzsee im Kreise Osternburg eine Schule, in der sieben Schüler unterrichtet werden, ferner in Seitwan bei Guben eine Schule mit acht Schülern. Ferner besuchen in Bork im Kreise Ostprienitz, in Groß-Binde im Kreise Westprienitz und in Rastdorf im Kreise Ruppin acht Schüler eine Schule. Der Regierungsbezirk Potsdam zählt sechzig Schulen, die von weniger als zwanzig Schülern besucht werden. Und für uns lohnt es, diesen wenigen Schülern einen oder gar mehrere Lehrer zu halten. Ja, wir sind eben das Volk der Barbaren, das selbst die zartesten Kinder, die erst sechs Jahre alt sind — schon zum Lernen anhält. Da mag man in Rußland schon darüber schimpfen, dort brauchen die Kinder überhaupt nichts zu lernen und sind ihr Leben lang von den Lasten der Bildung der Schreib- und Lesekunst verschont.

Die Zunahme der Geisteskrankheiten in Frankreich durch den Krieg. Die Zunahme der Geisteskrankheiten in Frankreich, die sich in den letzten Jahren immer mehr bemerkbar machte, ist als ein ernstes Zeichen für den geistigen Verfall der Masse gewertet worden. Daß diese Erscheinung durch den Krieg noch sehr verstärkt werden würde, mußte man annehmen, und es wird nun erwiesen durch die Mitteilungen, die ein bekannter französischer Irrenarzt, Dr. Antheume, im „Journal“ macht. Die französischen Irrenhäuser sind überfüllt, und die Zahl der Patienten wächst noch ständig, da durch die Engste und Aufregungen des Krieges stets neue Geisteskrankheiten ausgelöst werden. Es sind zum größten Teil erblich belastete und prädisponierte, die in diesen Ausnahmeständen ihr feilisches Gleichgewicht verlieren, aber auch ganz gesunde Menschen, die haben flüchten müssen, die den Einsturz ihres Hauses und die Vernichtung ihres Gutes erlebten, die nahe Familienmitglieder verloren haben, zeigen nicht selten Züge von Wahnsinn. Es sind zumeist Formen der Depression, Angstzustände und Verfolgungsideen. Dazu kommen dann noch die Fälle von Größenwahn, die sich in der Form der „Krankenpfleger-Glorie“ äußern. Das ist nach Antheume eine typische Erscheinung bei Degenerierten, die sich an der Pflege der Verwundeten beteiligen und die wildesten Geschichten von ihren Taten und Erfolgen erzählen. Ein solch Größenwahnsinniger hat z. B. eine Erinnerungsmedaille mit seinem Namen an seine Tätigkeit als Krankenpfleger schlagen lassen, die er an alle Welt verteilt. Groß ist die Zahl der Geisteskranken gewesen, die man während der Mobilisierung und der Erklärung des Belagerungszustandes nicht als solche erkannte. „Ich kenne zahlreiche Irre, die man leider nicht zur rechten Zeit isolierte und die dann als Spione erschossen wurden, da man ihre wirren Reden für wahr hielt. Die Zunahme der Wahnsinnsfälle ist aber bei der bürgerlichen Bevölkerung viel geringer als bei dem Heer seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten, obwohl die Soldaten doch den ausgewählten gesundesten Teil der Bevölkerung darstellen. Das hat sehr mannigfache Ursachen. Zunächst kann man ohne Übertreibung sagen, daß der Militärdienst der beste Prüfstein für das geistige Gleichgewicht ist. Die jähe Veränderung aller Daseinsbedingungen, die Strenge der Disziplin, die neuen geistigen und körperlichen Anforderungen stellen so hohe Ansprüche an die Anpassungsfähigkeit des einzelnen, daß sie nur der geistig vollkommen gesunde Mensch ohne Schwächung erfüllen kann. Es entsteht hier bei geistig schwachen Personen eine typische Form des Irreleins, die man auch im Frieden beobachtet und die sich in allerlei Unbotmäßigkeiten, ja Verbrechen des Betreffenden äußert.“ Der Gelehrte, der

über die Geisteskranken im französischen Heer bereits früher ein Werk veröffentlicht hat und eine Anzahl militärischer Vorgehen für Zeichen dieses „soldatischen Irreleins“ erklärte, ist der Ansicht, daß jetzt im Kriege die Zahl dieser Geisteskranken sehr gewachsen ist. Er verlangt, daß bei allen Kriegsgerichten psychiatrische Sachverständige zugegen seien, die die Angaben auf ihren Geisteszustand hin untersuchen müßten. „Was das Feldheer anlangt, so ist die größte Zahl der Wahnsinnsfälle, die man bisher unter den französischen Soldaten festgestellt hat, den geistigen und körperlichen Überanstrengungen anzuschreiben, die durch den Krieg in den Schützengräben verursacht werden, der beständigen Angst vor der Zukunft, in der sich diese Leute befinden, und den jähen Erschütterungen während des Kampfes selbst. Die Erscheinungen des Nervenschocks überwiegen daher, plötzliche Erkrankungen des Nervensystems, hervorgerufen durch das Explodieren einer Granate oder Bombe in der Nähe, durch den Schlachtenlärm überhaupt oder durch eine Verletzung der Nervenzentren. Dazu kommen noch die Geisteskrankheiten, die sich nach den chirurgischen Operationen herausstellen und nicht selten sind.“ Ebenso wie große Naturkatastrophen, etwa ein Erdbeben, eine Zahl von Geisteserkrankungen hervorruft, so tut es nach Antheume auch der Krieg, und es ist deshalb notwendig, daß der Sanitätsdienst auf diese Art der Erkrankungen mehr Rücksicht nimmt als bisher. Bis jetzt sei für die geisteskranken französischen Soldaten überhaupt nichts getan worden; sie würden in den Feldlazaretten mit den anderen Kranken zusammengebracht, was auf sie eine höchst unheilvolle Wirkung ausübe. Nervenschocks seien heilbar, wenn man bald etwas dagegen tue. Aber Isolierung der Kranken sei notwendig, und es müßte daher in jedem Feldlazarett ein Bataillon für Geistesranke eingerichtet werden. Das einfache Abschleppen der geisteskranken Soldaten in die Irrenhäuser, wie es so zahlreich geschähe, nütze nichts; es müsse mit der Behandlung und Heilung dieser Kranken soseich im Felde begonnen und ihnen jede weitere Aufregung erspart werden.

Pariser Kriegsmode. Die seit Monaten unternommenen Versuche der großen Pariser Schneiderfirmen, ihre Geschäfte wieder ein wenig in Gang zu bringen, sind vorübergehend von Erfolg begleitet worden. In den letzten Wochen sind amerikanische Einkäufer in Paris erschienen, um sich die neuen Kollektionen anzusehen und Modelle zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit traten die neuen Schöpfungen dieser Kriegsfajson auf dem Gebiete der Mode hervor, und diese erotischen Blüten der Modephantasie, die zu dem trüben Ernst der Lage in Frankreich so wenig passen, werden wohl auch nur jenseits des Ozeans gedeihen, denn die Engländerinnen und Französinnen kaufen nur ganz einfache Sachen, so daß das Pariser Modegeschäft nach der Befriedigung des amerikanischen Marktes schon wieder ins Stoden geraten ist. Die Herstellung der neuen Modelle war, wie der Modeberichterstatler der „Times“ schreibt, unter großen Schwierigkeiten vor sich gegangen. Es hatte nach der Mobilmachung viele Wochen gedauert, bevor die Modefirmen ihr Geschäft wieder ein wenig in Gang brachten. Die männlichen Modellzeichner, die Reisenden fehlten völlig und ließen sich nicht durch Frauen ersetzen. Auch stand allen so wenig der Sinn nach Luxus und Eleganz, daß nur ein paar der führenden Häuser neue Modelle herausgebracht haben; auch sie aber arbeiten daneben noch Uniformen und billige Kleider für Flüchtlinge, so daß das Einfachste an Kleidung neben dem Elegantesten entsteht. Die neuen Modeformen haben nun alle in Schnitt, Farbe und Benennung etwas Kriegerisches. Ein knappes, blaues Sergekostüm mit schwarzem Sattelfragen und in strengem Schnitt wird „Ritchener“ genannt; ein elegantes Khakifeld mit Stahlknöpfen ist „French“ getauft, und den Namen Joffres hat eine neue Modefarbe erhalten, die sich an die Farbe der neuen französischen Uniform anlehnt und sehr beliebt ist. Die große Überraschung der neuen französischen Mode ist die Kürze und Weite des Modes, die mit den engen langen Formen, die man so lange getragen hat, nichts mehr gemein hat. Die Mannesquins scheitern zwar noch daher, als trügen sie die früheren Futterale, und das wirkt sehr komisch, da die Röcke bis zu 5 Meter und nicht unter 3 Meter Weite haben und ganz suhe frei sind. Der volle, an der Taille gefälteste Rock läßt die sehr hohen Schuhe mit spitzen Absätzen sehen; die Taille selbst ist ziemlich kurz, die Schultern sind abfallend, und die Westen haben hohe weiche Kragen. Die meisten Mäntel sind ganz kurz und an den Hüften stark abgentürt. Sehr beliebt ist das kurze Sackjackett; man sieht sehr viele Wokeros, und die weiten Röcke sind reich mit Falten und Volants versehen. Alle Toiletten haben lange Ärmel und einen Halsauschnitt. Neben

den Fragen und Stufen im Stile Ludwigs XIII. walteten besonders die Erinnerungen an die Wiederkehrmode von 1830 vor. Die Farbentöne sind diskret: Dunkelblau, Dunkelgrün und eine Mischung solcher gedeckten Töne mit Schwarz. Das sonst so lebhaft und von heiteren Zügen erfüllte Geschäft des Einkaufens vollzog sich diesmal in Paris in ernstern Formen. Die Verkäuferinnen waren zum größten Teil in Trauer, und manche von ihnen legten den Strickstrumpf auch nicht aus der Hand, wenn sie mit den Kunden sprachen, die ein Modell sehen wollten. Das Thema aller Unterhaltungen war der Krieg, und nach der Abreise der amerikanischen Käufer sehen die Modestimmen wieder recht trübe in die Zukunft.

Die Mobilisierung der englischen Frauen. „Wenn die Stunde kommt, wo in Tausenden von Bureaus die Angestellten entlassen werden, dann bewegt sich ein dichter Zug von jungen Mädchen nach der großen Turnhalle der Marylebone School, und ein lebendiges Treiben entfaltet sich hier. Alle diese jungen Damen tragen flache, breitkrempige Hüte, knappe Bodentücher und fußfreie Röcke aus einem starken friedartigen Tuch; sie tragen die Uniform der „freiwilligen Frauenreserve“. Und nun stehen sie in Reih und Glied; die Kommandos der weiblichen Offiziere hallen durch den Saal, und der Drill beginnt.“ So schildert Lady Jellicoe, die Gattin des bekannten Admirals, die Übungsstunden der Londoner Frauen, die sich für den Krieg vorbereiten. Es sind nicht nur Bureauamen, die hier zusammenkommen, sondern auch viele Ladenfräuleins und junge Mädchen, die zu Hause bei ihren Eltern sind. An den verschiedensten Stellen Londons finden diese Übungsstunden statt. Einige große Warenhäuser haben sogar für ihre weiblichen Angestellten besondere Kompagnien eingerichtet. Obwohl aus den mannigfachsten Ständen stammend, die sich sonst in England nicht gut vertragen, hat doch der eine Gebanke alle diese jungen Mädchen geeint, und neben der Arbeiterin steht die Dame der Gesellschaft, um mit denselben Feuerwerk die Übungen auszuführen. Die Aufnahme in die „freiwillige Frauenreserve“ ist außerordentlich leicht gemacht. Die Mädchen, die die 60 M. für die Uniform nicht aufbringen können, erhalten sie von dem Komitee gestellt, das zu diesem Zweck große Sammlungen veranstaltet hat. In allen Teilen Englands sind solche Frauenkompagnien gebildet worden; sie lernen marschieren, Bewegungen machen, führen Arm- und Wehrübungen aus und werden gedrillt, ganz ähnlich wie Soldaten. Was ist nun der Zweck dieser merkwürdigen Mobilisierung der englischen Frau? Lady Jellicoe gibt darauf die Antwort: „In London und allen anderen Städten, wo die geringste Möglichkeit für einen feindlichen Angriff aus der Luft oder vom Meer her vorhanden ist, kann durch ein Korps von Frauen, das militärisch geübt und diszipliniert ist, einer Panik wirksam entgegen gearbeitet werden. Sie können aber noch mehr tun; sie können Männer frei machen für die Front, indem sie als Chauffeure oder Motorradfahrer ausgebildet werden. Die mobilisierten Frauen können bei Angriffen, die über England hereinbrechen, erste Hilfe leisten; sie werden im Signalgeben ausgebildet und sind so imstande, den Militärbehörden Mitteilung zu machen. Sie werden sich nützlich machen in jedem Fall der Not. Wenn die Deutschen und in England mit ihren Heeren überraschen, dann werden sie viele Hunderte englischer Frauen finden, die sicherlich die Deutschen überraschen werden.“

Amerikanische Aphorismen. Es scheint, als ob Churchill, um „die Nordsee zu versiegeln“, eine andere Art Siegeslack braucht, als ihm zur Verfügung steht. (Chicago News.) — Berichterstatter, die mit der britischen Zensur ewige Schwierigkeiten hatten, haben nun herausbekommen, daß jede Nachricht, die etwas über die schlechte Gesundheit des Kaisers mitteilen möchte, anstandslos durchgelassen wird. (Chicago Herald.) — Eine revolutionäre Bewegung ist jetzt in Mexiko eingeleitet worden, um die Dauer der Präsidentschaft auf $\frac{1}{2}$ Wochen zu erhöhen. (Denison Tex. Herald.) — Es wird in Mexiko so lange keinen Frieden geben, bis die Pinokente, die die verschiedenen Generale begleiten, entfernt worden sind. (Atlanta Constitution.)

Länder, die vom Briefmarkenhandel leben.

Es gibt eine ganze Menge kleiner Staaten, die bei der Aufbesserung ihrer Finanzen auf die Taschen der Briefmarkensammler spekulieren und ein einträgliches Geschäft darin sehen, Papier für Gold zu verkaufen. Die Erschließung dieser Einnahmequellen möchte ein Ausruf der französischen

Zeitschrift „Nos Loisirs“ dem erfindertischen Geist der Einwohner der Cool-Inseln zuschreiben. Die Cool-Inseln zählen 10 000—12 000 Einwohner, die lange Zeit Menschenfresser waren und sich nur sehr allmählich in Segnungen der Kultur fügten. Darunter befanden sich auch Briefmarken, die sie sich aus Neuseeland kommen ließen. Es waren ganz einfache Marken, deren gummiertes Papier eine einfache Umrahmung von Druckbuchstaben zeigte. Nichtsdestoweniger hatten die großen Markenhändler der neuen und der alten Welt für diese Emission großes Interesse und beeilten sich, recht anständigen Preise für diese Marke anzulegen. Niemand war erstaunter als die Leute von den Cool-Inseln, die sich hier plötzlich eine höchst bequeme und reichliche Einnahmequelle eröffnet sah. Sie ließen sich sofort neue Markenserien aus Australien kommen, die von den ersten in Zeichnung und Farbe verschieden waren. Aber das durch die Briefmarken herausbeschworene Glück hielt nicht lange vor, die Briefmarkenhändler hatten zunächst einmal von dieser Sorte genug, und die Cool-Inulaner mußten betrübt sich wieder anderen Erwerbarten zuwenden. Eines schönen Tages aber nahm Paraguaray diesen Trick mit verstärkten Kräften auf. Die Markenserien dieses Staates folgten sich so rasch, daß Paraguaray, das vor 1882 nur ganz wenige neue Marken besaß, heute in den Briefmarkenalbums durch mehr als 140 selber repräsentiert wird. Die Bewohner des Landes, die zum großen Teil noch wenig zivilisiert sind, haben die meisten dieser Marken sicherlich nie gesehen. Überall in der Welt haben sich kleine Länder diese Einnahmequelle zur Hilfe gemacht. Die meisten der kleinen Staaten in Britisch-Indien nahmen ihre Zuflucht zur Ausgabe von Briefmarken, um ihrem Budget aufzuhelfen. Das winzige Faridkot z. B. überschwemmte den Markt vor einer Reihe von Jahren mit Briefmarken in jeder Preislage. In Bengalen gab es zu Whopai einen eigenen Beamten, der nur mit der Verbreitung der Briefmarken dieses Ortes nach dem Ausland betraut war. Besonders geschickt ging Bamra zu Werke, denn die hier ausgegebenen Marken der verschiedenen Preislagen trugen verschiedene Zeichnung, und die eifrigen Sammler mußten sich jede dieser Serie zulegen.

Wie bedeutende Summen von diesen kleinen indischen Staaten verdient wurden, geht aus einem Prozeß hervor, der vor einigen Jahren in England stattfand. Ein Postdirektor hatte die Summen unterschlagen, die aus dem Verkauf der neuen Marken ans Ausland herrührten. In 4 Monaten hatte er damit 120 000 M. beiseite gebracht, so daß der Jahresgewinn auf ca. 400 000 M. veranschlagt werden muß. Die Gier der Briefmarkensammler nach allen Neuheiten hat nun so manche Abenteuerer veranlaßt, in irgend einem unbekanntem Land eine Markenfabrik zu eröffnen und möglichst rasch damit möglichst viel zu verdienen. So tauchte 1880 auf den Markenbörsen von Paris und London eine Serie von 7 Marken auf, die Marie L., Königin der Sebangs, eines kleinen Stammes an der Grenze von Anam, ausgegeben hatte. Dieser Marie war ein französischer Marineoffizier, der sich unter den Sebangs niedergelassen hatte und auf diese Weise eine Menge Geld verdiente. 1894 erschienen auf dem Markt sehr schöne Marken von Trinidad, die eine Yacht in der Bai der Inseln vor Anker zeigten. Der Fabrikant dieser Marken war der Baron Harden-Sidch, der früher in Paris ein Witzblatt herausgegeben hatte, nach manchen Wechseln auf der unbewohnten Insel Trinidad gelandet war und als König Jakob I. von ihr Besitz ergriffen hatte. Unglücklicherweise erinnerte das Erscheinen dieser vielbegehrten Marken England daran, daß diese Insel zu dem vereinigten Königreich gehörte. England schickte ein Kriegsschiff nach Trinidad, konfiszierte die Marken und die Platten, von denen sie gedruckt waren, und dem armen, seines Erwerbs beraubten und entthronten König blieb nichts anderes übrig, als Selbstmord zu begehen. Diese „Herrscher“, die Marken ausgeben, machen lange kein so gutes Geschäft als andere findige Leute, die sich mit einer anerkannten Regierung eines kleinen Landes in Verbindung setzen und ihm den Markenhandel abnehmen. So lieferte ein englischer Ingenieur Parler umsonst 2 Millionen neue Marken an Guatemala und erhielt dafür alle Serien der alten Marken, die sich in den Staatsbrudereien befanden, womit er ein ausgezeichnetes Geschäft machte. Ein anderer Engländer namens Seebad lieferte mehreren südamerikanischen Regierungen ihre sämtlichen Marken und erhielt dafür das Recht, die Zeichnung alle Jahre zu wechseln und die für den Druck benutzten Platten zu behalten. Einen beträchtlichen Aufschwung zu ihren Einnahmen haben durch den Markenverkauf die kanarischen Inseln; auch die spanische Regierung wechselt sehr oft aus diesem Grunde die Zeichnungen der Marken, und der Kongostaat hat jährlich auf diese Weise gegen 100 000 M. verbient. Heute freilich sind Geschäfte dieser Art schwieriger und seltener geworden,